



Johan Bargum

Nachsommer

Roman

Übersetzt von Karl-Ludwig Wetzig

mare

mare

Johan Bargum

Nachsommer

Aus dem Schwedischen von Karl-Ludwig Wetzig

mare

Die Übersetzung wurde gefördert
durch das Übersetzerstipendium des Landes Niedersachsen
und von FILI – Finnish Literature Exchange.



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Da die Handlung unter der schwedischsprachigen
Minderheit in Südfinnland spielt, werden die Orte im Text mit
ihrem schwedischen Namen bezeichnet. So ist etwa
Helsingfors die schwedische Bezeichnung für Helsinki.

Die Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
Sensommar bei Söderström & Co. Förlags AB, Helsinki.

Copyright © Johan Bargum 1993

I. Auflage 2018

© 2018 by mareverlag, Hamburg

Satz mareverlag, Hamburg

Schrift Quadraat

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-86648-260-9



www.mare.de

I

W eiß man eigentlich jemals, was vor sich geht?
Es ist wie bei einem Vierhundertmeterlauf: Einige Augenblicke lang befindet man sich im Zentrum der Ereignisse, der Wind saust einem um die Ohren, die Lungen wollen platzen, die Gegner keuchen, das Einzige, was existiert, ist das Zielband irgendwo vor einem.

Aber ist es das, was wirklich passiert?

Nachher erinnert man sich an den Lauf, und das Gedächtnis fängt sofort an, die Fakten zu sortieren; es redigiert, unterteilt, sortiert. Ich hätte die erste Kurve nicht so langsam angehen sollen. Auf der Gegengeraden hätte ich kürzere Schritte machen müssen. Im Endspurt bin ich gestolpert, das war allesentscheidend.

Nachher sieht alles gleich anders aus.

In unserer Familie war sicher nicht ich der Wettläufer, sondern Carl.

Ich sitze auf der Veranda und schreibe diese Zeilen, bin allein. Das alte Landhaus, die Villa, hat sich geleert. Alle sind abgereist, in die Stadt, ins Ausland. Eine ist am Ende ihres Weges angekommen und wird bald in Rauch aufgehen.

Es ist leise und ruhig geworden.

Es ist nachher, auch für mich.

Wo habe ich zu kurze Schritte gemacht? Wo bin ich gestolpert?

Oder bin ich die ganze Zeit nur drauflosgerannt, was das Zeug hielt?

Ist alles, was man nachher tut – sich mit einem Trainer zusammensetzen und den Lauf analysieren oder sich auf eine Veranda hocken und schreiben –, eine Art Selbstrechtfertigung, die man unternimmt, um zu überleben? Sind alle nachträglichen Rationalisierungen und Bearbeitungen etwas, das man braucht, obwohl man weiß, dass vielleicht nichts anderes dabei herauskommt als Lügen und verdammte Dichtung?

Wozu dann? Um die Kraft aufzubringen, sich noch einmal an die Startlinie zu stellen, mit einem einzigen eitlen Gedanken im Kopf: Diesmal werde ich nicht stolpern?

Es begann an einem Nachmittag im August damit, dass das Telefon auf meinem Nachttisch klingelte. Ich schlief. Ich war die ganze Nacht durchgefahren, von einem dieser unzähligen Musikfestivals nach Hause, auf dem ich mich mühselig durch drei Konzerte und eine elende Menge Folkloremusik gehört und ein paar halbherzige, nachsichtige Kritiken verfasst, abends zu viel Bier getrunken und zu viel dummes Zeug mit ein paar Kollegen geschwätzt hatte.

Es war Onkel Tom. Er wollte mit mir reden. Nein, nicht am Telefon, er wollte mich sehen.

Es ging um Mutter, nahm ich an.

Im Krankenhaus sagten sie, sie würde schlafen.

Onkel Tom. Als Mutter eines Morgens vor ein paar Jahrzehnten verkündete, von dem Tag an sollten wir Tom Onkel Tom nennen, verstanden weder Carl noch ich, wozu das gut sein sollte. Wir fanden es nur ausgesprochen komisch. Carl schrieb Onkel Toms Hütte auf ein Brett und nagelte es an die Tür des Plumpsklos. Das fand Mama überhaupt nicht komisch. Zur Strafe durften wir antreten, um die Jauchegrube unter dem Klo auszuschaufeln.

»Es war Carls Idee, nicht meine«, versuchte ich.

»Schieb die Schuld nicht auf deinen kleinen Bruder«, sagte sie.

Wie oft habe ich diese Worte von ihr zu hören bekommen?

Noch immer kann ich menschliche Exkreme[n]te nicht riechen, ohne das Echo in meinem Kopf zu hören: Schieb die Schuld nicht auf deinen kleinen Bruder!

Tom war zwar auf eine entfernte und verwickelte Art irgendwie mit Mutter verwandt, aber wir sollten ihn nicht deshalb Onkel nennen. Mutters Botschaft war eine andere, und ich glaube, Carl und ich verstanden sie auf eine nebulöse Weise. Mama stellte bestimmte Dinge klar: Tom kam natürlich häufig zu Besuch, Tom feierte mit uns zusammen Weihnachten, Tom war morgens da, wenn es darum ging, uns ein Geburtstagsständchen zu bringen, Tom wohnte den Sommer über bei uns im Landhaus.

Aber Tom behielt seine eigene Wohnung in der Stadt. Und er hatte im Landhaus sein separates Zimmer hinter der Küche. Tom war wie ein Onkel.

Mutter und er waren nicht richtig zusammen, nicht so, wie sie und Papa es gewesen waren.

Erst später begriff ich, dass sie diese Abgrenzungen nicht nur unsererwegen vornahm.

Worum es ging, davon machte sich Carl seine eigenen Vorstellungen. Eines Abends, nachdem Mama das Licht in unserem Zimmer gelöscht und wir wie üblich die Taschenlampen aus dem unter Carls Bett versteckten alten Nachttopf hervorgeholt hatten, sagte er: »Was meinst du, was Tom und Mama miteinander treiben?«

»Du sollst ihn Onkel nennen«, verbesserte ich.

Er leuchtete mir ins Gesicht und lachte.

»Wart mal«, sagte er, kramte in einer Schublade und holte eine zerschlissene Stoffpuppe und ein kleines Spielzeugpferd mit Namen Samuel heraus, das einmal mein Kuscheltier gewesen war. Carl legte mir die Puppe in den Arm. »Das ist Mama«, sagte er. Dann nahm er Samuel und drückte ihn der Puppe in die Arme. »Und das ist der gute alte Tom«, sagte er und ließ Samuel mit dem Hinterteil kleine, ruckartige Bewegungen ausführen.

Sein Gesichtsausdruck dabei war fremd und abstoßend. Sein Lachen hörte sich wie hechelndes Stöhnen an.

Ich schlug ihm mit einem Buch auf den Kopf, so fest ich konnte. Es war ein dickes Buch. Es gab ein Mordstheater.

Ich versuchte gar nicht erst, die Schuld auf Carl zu schieben.

Am nächsten Tag bekam ich Stubenarrest. Ich sah mir das Foto von Papa an. Darauf saß er zurückgelehnt auf der Verandatreppe, die Beine gekreuzt. Mit nachdenklichen Augen schaute er geradewegs in die Kamera, mich direkt an. Er sah ein wenig traurig aus, fand ich.

Lieber Papa, schrieb ich auf einen Zettel. Sei mir nicht böse. Ich bin Deinetwegen so wütend geworden. Und sei auch nicht böse auf Carl. Er hat überhaupt keine Erinnerung an Dich.

Dann zerriss ich den Zettel in winzig kleine Fetzen, die ich mir sicherheitshalber in den Mund stopfte und herunter schluckte.

Tom tauchte gegen sieben Uhr auf. Er trug einen seiner doppelreihigen grauen Anzüge, eine Fliege unter dem Kinn, schwarze, blank geputzte Schuhe: Onkel Toms Uniform. In den gesamten dreißig Jahren seiner Tätigkeit als privat prak-

tizierender Arzt hatte er stets dieselbe graue Aufmachung getragen. Das flöße seinen Patienten Vertrauen ein, hatte er behauptet. Es war eine Gewohnheit daraus geworden.

Nun war er seit zehn Jahren Rentner. Ich vermutete, er hatte es sich trotzdem noch nicht abgewöhnt, seine Mitmenschen als mutmaßliche Patienten zu betrachten.

Onkel Tom hatte ein außerordentlich rundes Gesicht. Sein Schädel war kahl und sah aus wie die Krone eines Bowlerhuts. Es kam immer noch vor, dass ich von ihm träumte. Es war immer derselbe Traum: Ich steckte ihm den Finger ins Ohr und ließ seinen Kopf über den Anlegesteg rollen wie eine Bowlingkugel. Sie kullerte über das Ende des Stegs, und es gab ein deutliches Platschen.

Seine Augenbrauen hingen herab, kleine Schutzdächer über seinen sanften, verständnisvollen grauen Augen: Kein Leid ist mir fremd. Ein schwacher Duft von Rasierwasser umgab ihn, immer derselbe in all den Jahren.

Onkel Tom war ein netter, durch und durch sympathischer Mensch, ein dermaßen anständiger, lieber Kerl, dass er mich noch immer zur Weißglut treiben konnte.

Natürlich war das ungerecht. Eigentlich hätte er auf mich wütend sein sollen.

Einmal waren Carl, Onkel Tom und ich nachmittags zum Einkaufen gefahren. Es war in dem Sommer, in dem ich zum ersten Mal das Motorboot steuern durfte. Onkel Tom stieg auf das kleine Vordeck des Boots, um an Land zu springen. Ich nahm den Gang heraus, und das Boot glitt mit noch beträchtlicher Geschwindigkeit auf den Steg zu. Ich sollte besser abbremsen, dachte ich, legte den Rückwärtsgang ein und gab Vollgas.

Das Boot stoppte schlagartig ab. Onkel Tom verlor das Gleichgewicht, fiel der Länge nach über Bord und versank.

Carl glotzte nur mit offenem Mund.

Langsam, wie eine kleine, runde Klippe, tauchte Toms Glatze aus dem Wasser auf.

»Was machst du für einen Bockmist«, sagte Carl zu mir.

Onkel Tom schwamm an Land und kam ungerührt mit triefenden Kleidern ans Ende des Stegs, um uns in Empfang zu nehmen.

»Du Volltrottel«, sagte Carl.

Onkel Tom sah mich an.

»Ist ja nicht so schlimm«, sagte er.

Nacheinander gingen wir zum Haus hinauf. Onkel Tom hinterließ eine nasse Spur auf dem Kies.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Regte er sich wirklich nicht im Geringsten auf?

Mama lachte bloß.

Ich wartete ein paar Tage ab, bis ich mit Onkel Tom allein im Boot war.

Er stellte sich wieder aufs Vordeck.

Er drehte sich um und sah mich an.

Ich legte den Rückwärtsgang ein und gab Gas. Er landete im Wasser. Es sah fast so aus, als hätte er es mit Absicht getan.

Und genau wie beim letzten Mal kam er ans Ende des Stegs, vertäute das Boot und nahm die Einkaufskartons entgegen.

Er sah mich an, ohne ein Wort zu sagen.

Aber Mama lachte diesmal nicht.

»Ich glaube, für diesen Sommer bist du genug Motorboot gefahren«, sagte sie.

»Sei nicht so hart zu dem Jungen«, meinte Onkel Tom, »er ist noch ein wenig ungeübt, und ich bin auch nicht gerade der beste Seemann der Welt. So schlimm war es doch gar nicht.«

Später an dem Abend sagte Carl zu mir: »Wenn du das noch ein Mal machst, hau ich dich grün und blau.«

Er war damals schon stärker als ich, obwohl er zwei Jahre jünger war. Aber ich ließ es nicht seinetwegen bleiben, sondern weil ich sah, dass es nichts brachte.

Onkel Tom konnte mich rasend machen.

Jetzt saß er auf meinem Sofa und schaute aus dem Fenster. Er sah müde aus.

»Gibst du einen aus?«

Ich holte eine Flasche Whisky und zwei Gläser.

»Leider ist im Zustand deiner Mutter eine Verschlechterung eingetreten«, sagte er.

Er trank einen Schluck und blinzelte mit seinen runden Augen.

»Eine Verschlechterung«, fragte ich. »Wie ernst ist es?«

Er seufzte.

»Sehr ernst.«

Draußen auf dem Treppenaufgang begann ein Hund zu bellen, laut und wütend.

»Was bedeutet das?«

Er zog ein Taschentuch heraus und schnäuzte sich.

»Noch eine Woche, vielleicht.«

Eine Taube landete auf dem Fenstersims und blickte neugierig herein. Wir schauten zurück, bis sie wegflog.

»Ich bin, wie du vielleicht weißt, auf einer Dienstreise gewesen, und ...«, sagte ich.

Er schwieg eine Weile.

»Ich bin überzeugt, die Verschlechterung wäre auch eingetreten, wenn du hier gewesen wärst«, sagte er dann mit einem schwachen Lächeln.

Ich machte mir nicht die Mühe einer Antwort. Ich machte mir nicht mehr die Mühe, mich über ihn aufzuregen. Es brachte nichts.

»Das Merkwürdige ist«, sagte er, »dass sich die Krankheit deiner Mutter exakt so entwickelt wie die deines Vaters. Als wollte sie ihn nachahmen.«

»Woher weißt du das?«

Er blickte erstaunt auf.

»Dein Vater war mein Patient. Hast du das nicht gewusst?«

Ich schwieg. Ich trank und merkte, dass ich meine Ohren verschlossen hatte. Halt die Fresse, sagte es andauernd in mir, nach all diesen Jahren, du darfst meinen Vater nicht einmal erwähnen.

»Wo ist er gestorben?«

»Draußen in der Villa, in seinem eigenen Bett.«

Ich versuchte zu gähnen, um die Ohren wieder zu öffnen. Ich merkte plötzlich, dass ich seine runden, neugierig forschenden Augen nicht ertragen konnte. Ich stand auf und trat ans Fenster.

»Im selben Bett, in das deine Mutter sich jetzt legen will«, sagte er in meinem Rücken. »Erinnerst du dich nicht?«

An der Straßenbahnhaltestelle blieb eine junge Frau mit dunklem Teint stehen. Sie stellte einen Hut vor ihre Füße und stopfte eine Handvoll Geldscheine hinein. Dann zog sie eine Panflöte aus ihrer Handtasche und begann zu spielen.

Ich hatte noch immer dieses Sausen in den Ohren. Nichts. Überhaupt nichts.

Onkel Tom sagte: »Auch sie will jetzt dahin. Nach Hause in die Villa.«

»Was sagen die Ärzte?«

»Die beschäftigen sich lieber mit Patienten, die noch eine Chance haben.«

Menschen gingen geschäftig an der Frau vorbei und schauten weg, als mache sie der Hut zu ihren Füßen verlegen.

»Weiß sie, dass sie keine mehr hat?«

»Sie weiß ja, wie es mit deinem Vater gegangen ist.«

»Aber sollte man ihr nicht geradeheraus sagen, wie es um sie steht?«

Er schaute eine Zeit lang in sein Glas und schwenkte einen Eiswürfel darin.

»So einfach ist das nicht, Olof. Eigentlich wollen die Menschen nur so lange, wie sie gesund sind, dass man ihnen geradeheraus die Wahrheit sagt.«

Offen und ehrlich miteinander reden – was für eine naive Vorstellung im Grunde.

»Ich bin nicht sicher, ob es eine gute Idee wäre, Tom.«

Er nickte.

»Offen gestanden, ich auch nicht. Aber ich sehe keine andere Möglichkeit, als dass wir ihr ihren Wunsch erfüllen.«

Er erhob sich.

»Gebe Gott, dass auch wir jemanden haben, der tut, was wir uns von ihm wünschen, wenn es so weit ist.«

Damit ging er. Durchs Fenster sah ich ihn einen Moment vor der jungen Frau stehen bleiben, die auf ihrer Flöte einen alten Dylan-Song spielte. Er stand da und hörte mit gesenktem Kopf zu: *The answer, my friend, is blowin' in the wind ...* Dann legte er einen Geldschein in ihren Hut und ging weiter.

Ich habe meine Sachen in einem Handkoffer untergebracht, der fertig gepackt neben der Haustür steht. Carl hat verkündet, ich solle nur nehmen, was ich haben wolle, ihm sei es egal, er wolle mit einem Innenarchitekten reden, mit dessen Hilfe er das Haus von dem alten Plunder zu entrümpeln und die Bruchbude so umzubauen gedenke, dass Menschen darin wohnen könnten.

Mein Koffer ist so gut wie leer. Etwas Spielzeug, ein paar Fotos, Papas alter Ölmantel.

Dabei habe ich gedacht, es gäbe hier jede Menge Dinge, die ich retten wollte, alte, undichte Zinnkrüge, seltsame Keramikdosen in Tierform, eine Schnecke, ein Huhn, ein Nähkästchen aus zusammengeleimten Zündhölzchen, Petroleumlampen. Ich bin durch sämtliche Zimmer gegangen, habe ein kurioses Ding nach dem andern in die Hand genommen, sie eine Weile darin gewogen und dann wieder zurückgestellt.

Sie lassen sich nicht retten. Auf eine eigenartige Art hängt jedes einzelne von ihnen mit den anderen zusammen. Wenn man sie voneinander trennt, werden sie absurd und bedeutungslos.

Vielleicht hat Carl recht: Der Müllcontainer, in den er sie bald werfen wird, ist ihre folgerichtige Endstation.

Es wird ja doch nichts mehr so wie früher.

Und das meiste lässt sich ohnehin nicht in einen Koffer packen: die Gerüche, die Schatten der geraden Kiefern über den Blaubeersträuchern, die grüne, geheimnisvolle Färbung des Wassers, das leise zwischen den Steinen um das Fundament des Bootsstegs schwappt.

Und ich habe geglaubt, ich würde all das vermissen und mein erzwungener Aufbruch wäre von Schmerz und Trauer erfüllt. Dabei empfinde ich jetzt fast Erleichterung.

Das macht mich wütend. Es fühlt sich an, als hätten sie mir unrecht getan, nicht nur, indem sie mir meine alte Sommerfrische nahmen, sondern indem sie mir auch noch den Schmerz über den Verlust raubten.

O nkel Tom kümmerte sich um alle praktischen Maßnahmen, die zu treffen waren. Er lieh eine Reihe medizinischer Apparate, brachte sie hinaus zur Villa und richtete Mutters Zimmer her. Er engagierte eine pensionierte Diakonisse, die sich Schwester Heidi nannte.

Eigentlich fiel mir nur eine einzige Aufgabe zu: Carl anzurufen.

Ich fand seine Nummer in meinem Telefonverzeichnis. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich sie dort eingetragen hatte. Angerufen hatte ich ihn nie. Seit mehr als zehn Jahren hatte ich weder ihn noch Klara wiedergesehen. Das letzte Mal sah ich sie, unmittelbar bevor sie ihre Maschine in die USA bestiegen. Die IT-Branche steckte noch in den Kinderschuhen, fand Carl. Zu Hause in Finnland konnte er nichts erreichen. Er hatte ein Angebot von einem amerikanischen Großkonzern erhalten. Das war schmeichelhaft und lockte.

Ich hatte sie zum Flughafen gefahren. Wir setzten uns in die Abflughalle und tranken einen Tee.

»Zurückkommen kann man jederzeit«, sagte Carl, »aber in die andere Richtung bekommt man vielleicht nicht so viele Chancen.«

Leeres Gerede natürlich. Ich wusste, dass er nicht zurückkommen würde. Ich wusste, dass er seine Karriere vor Augen hatte, eine schnurgerade Stufenleiter bis hinauf an die Spitze.

Klara sah durchs Panoramafenster nach draußen, wo ein riesiges Flugzeug brav wie ein Hündchen einem kleinen Kastenwagen mit einem gelben Blinklicht auf dem Dach folgte.

»Vielleicht bekommt man überhaupt nur wenige Chancen.«

Follow me, stand auf dem Schild.

Sie wirkte müde. Ich merkte, dass ich keine Lust hatte, sie zu fragen, was sie damit sagen wolle, und im nächsten Moment sahen wir Mutter kommen.

Mit gerader Haltung, das Kinn in die Luft gereckt, trat sie mit langsamen, gemessenen Schritten in die Cafeteria, eine tragische Heroine aus einem alten Stummfilm. Sie würdigte uns keines Blickes. So weit wie möglich von uns entfernt ließ sie sich an einem freien Tisch nieder und drehte uns den Rücken zu.

Sie trug Schwarz. Das Gesicht mit einem Trauerflor verhängt.

»Ist sie verrückt geworden?«

Carl schüttelte den Kopf.

»Geworden?«, fragte er, stand auf und ging zu ihr hinüber. Klara wandte den Kopf und sah mich nachdenklich an.

»Er vertut sich«, sagte sie. »Gerade zurückkommen kann man nie.«

Carl hatte sich neben unsere Mutter gestellt und beugte sich über sie. Sie sagte etwas zu ihm, und ich sah, wie er in die Höhe fuhr, als hätte sie ihm ins Gesicht gespuckt. Dann kam er fast im Laufschrift zu uns zurück.

»Es ist aussichtslos«, sagte er. »Komm, Klara!«

Sein Gesicht war rot angelaufen. Er ging zur Rolltreppe, ohne sich umzusehen.

Klara blieb neben mir stehen. Sie legte mir die Hand auf die Schulter und ließ sie für einen Augenblick dort ruhen.

»Adieu, Olof.«

Es hörte sich schrecklich feierlich an.

Dann folgte sie Carl. Auf der Rolltreppe, gerade bevor ihr Kopf unter den Fußboden versank, drehte sie sich um. Ich sah, dass sie lächelte. Ich wusste nicht, warum, und es war zu spät, sie zu fragen.

Ich fuhr Mutter nach Hause. Sie nahm auf dem Rücksitz Platz, wie in einem Taxi, schaute aus dem Fenster und schwieg. Sie guckte finster. Zwischendurch wischte sie sich mit einer schnellen, unwilligen Bewegung über die Augen, wie eine kleine Ohrfeige.

»Was hast du zu ihm gesagt, Mama?«

Sie schaute mich im Rückspiegel an und sah mit einem Mal vollkommen hilflos aus.

»Ich habe ihn nur gefragt, ob er fremde ältere Damen immer gleich duzen würde.«

Dann legte sie sich auf den Rücksitz. Den ganzen Weg über hörte ich ihr Schluchzen in meinem Rücken. Wie das eines kleinen Kindes.

Zu meiner Überraschung war er sofort am Apparat.

»Carl Axelsson.«

Mit amerikanischer Färbung: Äxlsen. Er klang verschlafen.

»Ich bin's, Carl«, sagte ich.

Er sagte nichts.

»Hier ist Olof«, sagte ich und fühlte mich blöd.

»Das höre ich«, antwortete er. »Ist sie gestorben?«

»Nein.«

»Wieso rufst du mich dann mitten in der Nacht an, Mensch?«

Ich hatte nicht daran gedacht, dass in San Francisco Nacht war.

»Es geht ihr schlechter, Carl. Tom meint, es handelt sich nur noch um Tage. Und sie will raus nach Vidarnäs gebracht werden.«

»Es geht um Mutter«, hörte ich ihn sagen, »es ist Olle«, und ich versuchte mir vorzustellen, wie sie im Bett lagen, er und Klara. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass ich mich nicht an ihr Gesicht erinnern konnte. Ich sagte: »Sie will, dass du nach Hause kommst, Carl.«

»Ich bin zu Hause«, sagte er.

Es wurde ein richtiger kleiner Autokonvoi, Onkel Tom an der Spitze, dann der Krankenwagen, dann mein Wagen mit einer strickenden Schwester Heidi auf dem Beifahrersitz. Es schien ein Schal zu werden.

»Das weiß ich noch nicht«, erklärte Schwester Heidi. »Ich entscheide mich erst, wenn ich schon ein Stück weit gekommen bin.«

Der Wagen war mit ihren Sachen vollgestopft: zwei große Koffer im Kofferraum, auf dem Rücksitz ein altes Grammophon mit Kurbel, ein paar Taschen voller Schellackplatten und ein Käfig, in dem ein gelb-grüner Wellensittich laut zeterte.

Sie ist ein bisschen exzentrisch, aber sehr zuverlässig, hatte Tom behauptet.

Schwester Heidi lachte. »Manchmal ribbele ich alles wieder auf und fange wieder von vorn an.«

Erstaunlicherweise roch sie nach Parfüm, nach einem eigentümlich maskulinen Duft, fast wie Onkel Toms Rasierwasser.

»Es kommt gar nicht immer so darauf an, was es am Ende wird«, sagte sie, »Hauptsache, man hat etwas, mit dem man sich beschäftigen kann.«

Sie trug einen langen grünen Mantel und einen viereckigen Hut in der gleichen Farbe: eine Mary Poppins im Ruhestand.

»Der Piepmatz heißt Riccardo«, verkündete sie, »nach einem italienischen Mittelstreckenläufer, den ich bei der Olympiade in Helsingfors kennengelernt habe.«

Sie war groß und mager. Ihr Gesicht sah aus wie eine Karikatur aus einem Ture-Sventon-Comic: Hakennase und drei gerade Striche, zwei für die Augen, einer für den Mund.

»Auch bei Männern ist es im Allgemeinen das Beste, wenn man sie in Käfigen hält«, sagte sie.

»Was hielt Riccardo davon?«

»Das Problem mit Riccardo war, dass er zu schnell laufen konnte.«

Wir kamen an einem kleinen See vorüber. Mein Vater hatte einmal behauptet, es gäbe darin schwarze Barsche.

»Stimmt das?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht.«

Sie warf mir einen neugierigen Blick zu. »Sie haben nie versucht, es herauszufinden?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Ich fand ihre Fragen ein wenig übergriffig, zumal ich mir tatsächlich mehrfach vorgenommen hatte, der Sache auf den Grund zu gehen, dann aber immer vergessen hatte, eine Angel mitzunehmen.

»Es hat sich nicht ergeben.«

Sie blickte über den See und fragte: »Und Sie haben nicht etwa Angst, nur einen ganz gewöhnlichen Barsch herauszuziehen?«

Mutter war müde, still und hatte Schmerzen. Aber sie wollte unbedingt auf eigenen Beinen ihr Haus betreten, hatte sie beschlossen, vielleicht, weil sie wusste, dass es ihre letzten Schritte überhaupt sein würden. Onkel Tom und Schwester Heidi stützten sie zu beiden Seiten mit geübten Krankenpflegerarmen, geleiteten sie in ihr Zimmer und machten die Tür hinter sich zu.

Ein schwacher Geruch von Krankenhaus hatte sich im ganzen Haus verbreitet.

Ich setzte mich auf die verglaste Veranda und fühlte mich überflüssig. Nach einer Weile kam Onkel Tom und ließ sich aufs Sofa fallen, hob einen Aschenbecher an und stellte ihn wieder hin, nahm die Brille ab und sah genauso überflüssig aus.

»Da wären wir also«, sagte er.

Er stand auf und trat ans Fenster.

»Zwischen den Birken am Ufer müsste mal ausgelichtet werden.«

Nur über meine Leiche, pflegte Mama zu dem Vorschlag zu sagen.

»Ich habe ihr eine Spritze gegeben«, sagte Onkel Tom und ging mit abgewandtem Kopf zur Verandatür. »Sie wird bald einschlafen, aber vorher möchte sie dir noch etwas sagen.«

Er ging hinab zum Strand und setzte sich ans Ende des Stegs, und ich erinnerte mich plötzlich, wie er dort einmal lange mit Mama zusammengesessen hatte, als plötzlich weiter draußen auf dem Wasser ein großes Taxiboot heranpflügte.

Ich hatte es bestellt.

Ich hatte verstanden, dass Tom in die Stadt wollte. Wann

genau, wusste ich allerdings nicht. Doch da sich Mama und Tom gerade im Laden aufhielten und ich selbst auf der Pier für den Dampfer stand, als das Taxiboot anlegte, glaubte ich, dann könnte ich Holmström gleich für den Abend bestellen, um Tom abzuholen.

Als sich das Taxiboot näherte, saßen Mama und Tom auf der Veranda und tranken Tee.

»Was es für einen hässlichen Kurs nimmt«, sagte Mama.

»Es kommt doch nicht etwa hierher?«, wunderte sich Tom.

Ich lief zum Anleger hinunter und schnappte die Fangleine. Kurz darauf kam Tom.

»Gut'n Abend«, grüßte Holmström.

»So?«, machte Tom.

»So?«, fragte Holmström.

»Was liegt an?«, erkundigte sich Tom.

Holmström guckte erstaunt.

»Der Herr möchte in die Stadt.«

»So? Möchte ich das?«

»Das hat der Junge jedenfalls gesagt.«

Tom blieb eine Weile stumm. Ich schaute ins Wasser. Ein Schwarm Rotfedern mit grünlich gelben Rücken schwamm unter dem Steg.

Ich vermutete, dass er mich ansah.

Dann ging er zum Haus zurück.

»Gibt es ein Missverständnis?«, fragte Holmström.

Ich schüttelte den Kopf. »Die beiden vergessen bloß alles«, sagte ich.

Als er und Mama zum Steg zurückkamen, trug Tom seinen kleinen braunen Lederkoffer. Er stieg gleich ins Boot.

»Dann mal los«, sagte er.

Ich löste die Leine. Holmström startete den Motor und wendete den Bug. Die große Schraube wirbelte das Wasser auf und ließ den Schwarm Rotfedern sich blitzschnell auflösen und verschwinden.

Mutter setzte sich ans Ende des Stegs. Das Motorboot brummte davon und wurde kleiner und kleiner. Mama sah ihm nach und schwieg.

Ich überlegte, was sie wohl sagen würde, wenn sie den Mund wieder aufmachte.

Aber sie sagte gar nichts. Stattdessen brach sie in Tränen aus.

»Mama«, sagte ich, »ich wollte doch nur behilflich sein ...«

Sie antwortete nicht. Schluchzte und weinte in einem fort.

»Musst du denn so traurig sein, nur weil Tom gefahren ist?«

Da griff sie nach mir und zog mich in ihre Arme.

»Sei still«, schluchzte sie, »du kleiner, dummer Junge, sei still ...«

So saßen wir lange, sie hielt mich im Arm und weinte, und das große Taxiboot brummte hinaus aufs Fahrwasser zwischen den Schären und entfernte sich immer weiter.

Mama lag auf dem Rücken, mit geschlossenen Augen. Erst jetzt, wo sie in ihrem eigenen Bett lag, sah ich richtig, wie sehr sie sich in den drei Monaten im Krankenhaus verändert hatte. Sie war geschrumpft, ihr Gesicht war eingefallen. Die Haut wirkte gelblich und merkwürdig gespannt, als würde auf der Stirn, um die Augen, die Nase und das Kinn der Schädel selbst hervortreten.

Sie atmete schwach, vereinzelte, leicht pfeifende Seufzer.

Sie sah aus wie eine tote alte Frau.

Ich setzte mich an ihr Bett und nahm ihre Hand. Sie fühlte sich kühl und hart an, und unglaublich klein.

»Ich schlafe nicht«, wisperte sie nach einer kleinen Weile, ohne die Augen zu öffnen.

»Mama wird bald einschlafen«, flüsterte ich zurück, unbeholfen von Geburt an, wie Carl über mich zu sagen pflegte. Sie aber lag ganz still da, als wären die dünnen Atemzüge das Einzige, was sie noch schaffte. Dazwischen zuckte es um ihre Mundwinkel, ein merkwürdiges Lächeln, das ihre schmalen bläulichen Lippen spannte.

»Tom ist lieb«, flüsterte sie.

»Sicher.«

Unruhig drehte sie den Kopf.

»Du bist auch lieb ...«

Plötzlich schlug sie die Augen auf und blickte mich an.

»Wann kommt Carl?«